

der Autor von Istanbul. Die Faszination der Stadt hat mit ihrer vergangenen Größe zu tun, die im Umbruch der Gegenwart immer noch erkennbar ist. Diese »Mehrzeitigkeit« tritt unter dem melancholischen Blick hervor, mit dem Pamuk die einstige Metropole des Osmanischen Reiches betrachtet, um noch in ihrem Verfall oder im rasenden Tempo der Veränderung ihren früheren Glanz wiederzufinden. Diese Melancholie (»Hüzün« lautet das türkische Wort dafür) zieht sich wie ein schwermütiges Band durch sein ganzes Werk. Man denkt an das ägyptische Alexandria von Lawrence Durrell, an das Triest Italo Svevos, an das Lisabon von Fernando Pessoa. So auch bei Orhan Pamuk. Man muss ihn zu den Autoren zählen, die die alten Metropolen rund um das Mittelmeer zu neuem literarischen Leben erweckt haben.

In *Istanbul* ist die Stadt nicht das labyrinthische Ambiente einer erfundenen Romanhandlung, hier erzählt Pamuk in direkter Form von ihr, verbunden mit der Geschichte seiner Familie und seines eigenen Lebens. An einer Stelle des Buches sagt Pamuk, es sei seine Absicht, »durch mich über Istanbul und durch Istanbul über mich zu berichten«. Eine Art Doppelgängerei, und die Stadt am Bosphorus verkörpert das andere Ich des Autors. Ein Hauch

von *Buddenbrooks* ist spürbar: der Verfall der privilegierten und reichen Pamuk'schen Industriellenfamilie, synchronisiert mit dem Verfall oder Umbruch der Stadt. Nicht zuletzt wird von der Selbstfindung eines Schriftstellers erzählt, der zunächst Maler werden wollte, obwohl dieser Beruf in einer Kultur des Bilderverbots wenig aussichtsreich ist. (Das ist das große Thema des Romans *Rot ist mein Name* von 2001.)

Das letzte Kapitel von *Istanbul* enthält ein Streitgespräch mit der Mutter, die den Sohn mit allen Mitteln vom Beruf des Künstlers abzuhalten sucht. An diesem Abend stehen ihm die Straßen von Istanbul vor Augen, die schmutzigen, dunklen und traurigen Straßen der Stadt, die er liebt und immer wieder glücklich durchstreift – sie haben ihn zum Schriftsteller reifen lassen. Am Ende heißt es: »Ich wusste ..., dass ich bald auf die tröstenden Straßen hinaus-treten und nach einem langen Gang um Mitternacht nach Hause kommen und mich an meinen Tisch setzen würde, um aus der Atmosphäre dieser Straßen heraus etwas zu produzieren. ›Ich werde nicht Maler‹, sagte ich. ›Ich werde Schriftsteller.‹«

Orhan Pamuks neuer Roman »Das Museum der Unschuld« (576 S., € 24,90) ist soeben im Hanser Verlag, München, erschienen.

Ulrich Baron

Zerreißproben und schwierige Umbrüche

Neue Bücher über die Türkei

Ulrich Baron

(* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de



Schlägt man die »Heldenerzählungen aus dem türkischen Mittelalter« auf, die *Das Buch des Dede Korkut* versammelt, so stößt man auf den Stamm Bajat, die Ughusen und die Osmanen, nicht aber auf die Türken. Die durften sich aber mitgemeint fühlen: »Zu den Oghusen gehören insbesondere die Türken, Aserbaidshaner und Turk-

menen, die, bedingt durch ihre enge historische Verwandtschaft, heute noch eng verwandte Sprachen sprechen«, erläutert der Übersetzer und Herausgeber Hendrik Boeschoten in seinem Nachwort.

Im Heldenzeitalter des Dede Korkut hatten die oghusischen Vorfahren der Türken als Nomaden in Zentralasien gelebt, waren islamisiert worden und zum Teil nach Westen vorgedrungen. Anfang des 14. Jahrhunderts hatte Osman I. die nach ihm benannte Dynastie begründet, deren Osmanisches Reich bald große Teile der islamischen Welt und Südosteuropas umspannen sollte.

Für den ersten großen Schritt »vom Hirtenzelt zur Hohen Pforte« (*Richard F. Kreuthel*) wagen Klaus Kreiser und Christoph K. Neumann in ihrer *Kleinen Geschichte der Türkei* eine Größenordnungsangabe: »100.000 bis 300.000 ›Türken‹ trafen im 11. bis 12. Jahrhundert in den Grenzen des östlichen und mittleren Anatolien auf zwei bis drei Millionen Alteingesessene.« Im Osmanischen Reich und besonders in dessen Handelsstätten stellten griechisch-orthodoxe und armenische Christen ebenso wie Juden bis ins 20. Jahrhundert hinein große Teile der Bevölkerung. Den Einfluss der iranischen Kultur und den wachsenden Gegensatz von Land- und Stadtleben schon in dessen Gründungszeit verdeutlichen Kreiser und Neumann an dem Sprichwort: »Wenn der türkische Hund in die Stadt kommt, bellt er auf Persisch.« Hier lagen schon Stolpersteine für den Nationalismus der Jungtürken im 19. und für den kemalistischen Nationalismus »von oben« im 20. Jahrhundert.

Im Schatten vergangener Größe

Da die aktuellen Sachbücher über die Türkei sich vor allem mit deren Konflikten befassen, ist es nicht verkehrt, daran zu erinnern, dass es eine ganze Reihe von zen-

tralasiatischen Völkern gibt, mit denen sich die Türken aufgrund ihrer sprachlichen Verwandtschaft relativ gut verstehen – deren Siedlungsgebiet reicht vom Bosphorus bis in Chinas Uigurische Autonome Region (Xinjiang). Wenn Christopher de Bellaigue »an die Grenzen der Türkei« und Necla Kelek mit viel historischem Hintergrundwissen im Handgepäck »vom europäischen Istanbul bis ins wilde Kurdistan« reist, wenn Gerhard Schweizer kenntnisreich die »Zerreißprobe zwischen Islam und Nationalismus« in der Türkei analysiert, dann überdecken innenpolitische und gesellschaftliche Konflikte diese außenpolitischen Optionen. Solche Fokussierung ist freilich in der jüngeren Geschichte der Türkei seit der Staatsgründung durch Kemal Atatürk im Jahre 1923 und im europäischen Türkenbild schon seit dem Mittelalter angelegt.

Für die zunehmend national gesplittete Christenheit war der »Türke« schon der personifizierte Schreckensmann mit dem Krummsäbel, als das Osmanische Reich noch ein multinationales, multiethnisches und multireligiöses Gebilde war, in dem die Türken zwar das wichtigste Staatsvolk waren, aber die Hofkultur stark von persischen und arabischen Einflüssen geprägt wurde.

Atatürks herausragende politische Leistung war die Transformation der Konkursmasse des Osmanischen Reichs in einen Nationalstaat nach westlichem Vorbild, indem er den Nationalismus gegen Islam und Tradition mobilisierte und dem Land eine laizistische, vom Militär streng überwachte Demokratie verordnete. Religion, Fez und Schleier wurden weitgehend aus der Öffentlichkeit verbannt, ebenso die arabische Sprache, deren Lettern durch das europäische Alphabet ersetzt wurden. Religionsschulen wurden geschlossen, und bei der Einführung des Frauenwahlrechts war die Türkei manchen Staaten Westeuropas voraus.

Vom Zweiten Weltkrieg blieb die Tür-

kei weitgehend verschont und bot deutschen Exilanten Schutz. Ihr Beitritt zur NATO sicherte sie 1952 gegenüber sowjetischen Interessen ab.

Der Wandel der laizistischen Republik

Gleichwohl hat die Türkei bald darauf begonnen, ein Bild von sich zu exportieren, das den kemalistischen Idealen eines fortschrittlichen, laizistischen Türkentums diametral entgegengesetzt war. Seit den 50er Jahren führten Agrarreformen und Strukturwandel zu einer starken Landflucht, die Millionen aus ihren Dörfern in die Städte und später als Gastarbeiter nach Westeuropa trieb.

Necla Kelek beschreibt ihre *Bittersüße Heimat*, aus der sie mit zehn Jahren nach Deutschland kam, als ein Land, in dem der Geist der Moderne mit den Gespenstern einer Welt zu kämpfen hat, wo allein die Gesetze des Islam und der Familie gelten. »Dein Dorf wird brennen«, schreit eine entragierte Mutter sie am Telefon an, weil sie sich nach deren entführter Tochter erkundigt hat. Bei Keleks »Dorf« handelt es sich um Berlin, und das zeigt, dass nicht nur moralische und rechtliche Standards, sondern auch die Größenmaßstäbe zwischen Metropolen und Hinterland noch immer stark differieren.

Jürgen Gottschlich zitiert in diesem Zusammenhang eine Studie der Dicle Universität in Diyarbakir, nach der »Ehrenmorde nicht zuletzt auf Druck der Nachbarschaft im Dorf erfolgten«. Ein Mann, der seine Tochter getötet hatte, habe gesagt: »Ich habe es getan, nachdem ich feststellen musste, dass meine Nachbarn und Freunde mich nicht mehr grüßten und sich weigerten, mir ihre Hand zu geben.«

Aus solchen Dörfern strömt noch immer in die großen Städte nach, was es nach der Staatsdoktrin eigentlich nicht mehr geben dürfte – und macht sich nicht zuletzt

auch an den Wahlurnen bemerkbar: Menschenmassen, für die solche Bezugsgruppen auf dem unvertrauten Großstadtpflaster fast noch wichtiger sind als zu Hause.

Eine (Re-)Islamisierung der Türkei fand paradoxerweise unter dem Banner des Laizismus statt, da man die islamische Religionsausübung kontrollierte, aber andere Religionen marginalisierte und diskriminierte und damit vor allem Christen aus dem Land drängte. Als Hüter der laizistischen Tradition hat das türkische Militär missliebige Regierungen wiederholt aus dem Amt gepusht. Was unlängst mit finanziellen Sanktionen gegen die »Partei für Gerechtigkeit und Aufschwung« (AKP) noch relativ glimpflich ablief, endete 1961 mit der Hinrichtung des ersten aus freien Wahlen hervorgegangenen Ministerpräsidenten Adnan Menderes.

In beiden Fällen ging es darum, den vom Staatsgründer verordneten sakrosankten Laizismus gegen islamistische Tendenzen zu verteidigen. Ähnlich rigide wird bis heute auch das nationalistische Konzept des Türkentums gegen kurdische und armenische Ansprüche behauptet. Klaus Kreiser zitiert in seiner glänzenden Atatürk-Biografie dessen Notizen über ein Gespräch, das er während des Ersten Weltkrieges in Straßburg mit dem Reichsstatthalter Nikolaus von Dellwitz geführt habe. Nachdem sein deutscher Gesprächspartner den Massenmord an den Armeniern auf diplomatische Weise berührt hatte, indem der darauf hinwies, »dass die Armenier sehr gutwillige Leute seien und die Türken sich gegenüber den Armeniern ziemlich schlimme Übergriffe erlaubt hätten«, erteilt Mustafa Kemal ihm ein Privatissimum in Sachen Nationalismus. »Der Standpunkt Mustafa Kemals war von erschütternder Einfachheit«, konstatiert Kreiser: »Die Armenier hätten gleichsam durch jahrhundertelange Untätigkeit bei dem Geschäft des Nationenbaus auf Dauer auch als Volk ein Existenzrecht auf türkischem Boden verwirkt.«

In seiner Analyse des Straßburger Tischgesprächs verdeutlicht Kreiser; »dass der späte osmanische und moderne türkische Nationalismus sich selbst eine ursprüngliche, alte und konsolidierte Staatlichkeit zugesteht, sie aber Völkern wie Armeniern und, nach Beginn ihrer nationalen Agitation, auch den Kurden abspricht«. Während man die Kurden als »Bergtürken« abtat, suchte Atatürk diese Kontinuitätsthese bis in hethitische und sumerische Zeiten zurückzuverfolgen.

»Mehr Vielfalt wagen«

Alle Arbeit am Gründungsmythos konnte freilich nicht kaschieren, dass die verdrängten ethnischen und religiösen Traditionen gerade auch in den neuen urbanen Unterschichten fortleben. Sie bilden das Wählerpotenzial für AKP-Politiker wie Recep Tayyip Erdogan, wie man bei Gerhard Schweizer nachlesen kann. Erdogans Wahl zum Oberbürgermeister von Istanbul 1994 zeigte, welche Potenziale ein talentierter, gemäßigt auftretender islamischer Kandidat auszuschöpfen vermag. Während die Wächter des kemalistischen Laizismus noch immer glauben, einer radikalen Islamisierung Paroli bieten zu müssen, haben sich viele Wähler für eine Mischung aus sozialer und ökonomischer Kompetenz und religiöser Bindung entschieden.

1998 hatte eine gerichtliche Verurteilung wegen »islamistischer Volksverhetzung« Erdogans politisches Wirken vorerst beendet. Im Jahre 2002 aber hatte er mit seiner AKP die nationalen Parlamentswahlen mit 34 Prozent gewonnen und war 2007 mit einem Zuwachs auf fast 47 Prozent im Amt bestätigt worden.

Willy Brandts »Mehr Demokratie wagen« ließe sich hier abwandeln in ein »Mehr Vielfalt wagen«, doch es stellt sich die Frage, wie viel Vielfalt und Religion eine einheitliche Türkei ertragen kann, deren

Transformationsprozess von einer agrarischen in eine urbane Gesellschaft längst noch nicht bewältigt ist.

Christopher Bellaigue hat seiner Reportage aus dem »Rebellenland« im Osten Anatoliens im Prolog auch die Forderung türkischer Liberaler vorangestellt, »dass die Türkei ihre Gründungsmythen begraben und sich einer offenen und ehrlichen Diskussion darüber stellen müsse, wie Kleinasien sich aus dem vielleicht anarchistischsten Vielvölkerraum der Welt in einen erklärtermaßen homogenen Nationalstaat verwandelt hatte – unter welchen Qualen und um welchen Preis.«

Solche Offenheit und Ehrlichkeit ist eine schöne Sache, die schon manche türkische Intellektuelle mit ihrem Leben bezahlt haben. Auch Gerhard Schweizer vermisst als wesentliches Element der von Atatürk vergebenen Türkischen Moderne den Pluralismus, der die Türkei erst mit dem westeuropäischen Rechtssystem kompatibel machen würde. Doch sollte man nicht glauben, dass die Türkei an der Nahtstelle zwischen Orient und Okzident um jeden Preis auf die europäische Option angewiesen wäre.

Christopher de Bellaigue: Rebellenland. Eine Reise an die Grenzen der Türkei. C.H. Beck, München 2008, 330 S., € 19,90.

Das Buch des Dede Korkut. Heldenerzählungen aus dem türkischen Mittelalter. Reclam, Ditzingen 2008, 301 S., € 19,90.

Jürgen Gottschlich: Türkei – Ein Land jenseits der Klischees. Christoph Links, Berlin 2008, 214 S., € 16,90.

Necla Kelek: Bittersüße Heimat. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008, 301 S., € 16,96.

Klaus Kreiser: Atatürk. Eine Biographie. C.H. Beck, München 2008, 334 S., € 24,90.

Klaus Kreiser und Christoph K. Neumann: Kleine Geschichte der Türkei, Reclam, Ditzingen 2003, 540 S., € 19,90.

Gerhard Schweizer: Die Türkei – Zerreißprobe zwischen Islam und Nationalismus. Klett-Cotta, Stuttgart 2008, 346 S., € 18,90.